

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

N^o 16. 1895.

Die Herrin von Dombrowa.

Roman von Johannes Emmer.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Mit dem gewohnten sorglosen Lächeln trat Bertrand seinem eintretenden Freunde Léon entgegen. „Räumen Sie das hinweg,“ sagte er dabei zu George, ehe dieser die Thüre schloß, auf den Wein deutend. „Das Glas gießen Sie aus.“

„Daubrac begegnete mir,“ begann der Besucher, als der Kammerdiener mit dem Glas sich entfernt hatte, „und sagte, er warne mich, Dich heute aufzusuchen, meine Nerven wären zu schwach. Ich wollte wissen, was er damit meine, er aber lachte und ließ mich stehen.“

„Und Du schlugst trotz Deiner schwachen Nerven die Warnung in den Wind und kamst doch hierher? Da sieht man, wie stark die Neugierde ist, auch wenn die Nerven schwach sind.“ Bertrand lachte lustig auf, die Verlegenheit des Freundes steigerte nur seine Heiterkeit.

„Ich wollte doch sehen, was eigentlich geschehen sei; ich dachte mir freilich, daß der Spötter Daubrac sich nur einen Scherz mit mir erlauben wollte; er stichelt immer über meine Nerven, weil ich den Geruch seiner Heerentüde nicht vertragen kann. Nun sehe ich, daß er in der That es darauf abgesehen hatte, mich vor Dir lächerlich zu machen. Du lachst jetzt, weil ich gekommen bin, und hättest gelacht, wenn ich nicht gekommen wäre, und Daubrac Dir den Grund gesagt hätte.“

Bertrand legte vertraulich die Hand auf die Schulter des Besuchers. „Ganz Unrecht hatte Daubrac nicht, lieber Léon; es fehlte nicht viel, und Du hättest ein Schauspiel gesehen, das wirklich starke Nerven erfordert.“

Léon sah den Freund mit halboffenem Munde an und sagte nur: „Ch!“ Dann setzte er sich auf den nächsten Stuhl, streckte die Beine von sich und betrachtete aufmerksam sein zierliches Schuhwerk.

„Ich kann mir nicht recht denken, was das hätte sein können,“ begann er nach einer Weile, da Bertrand nicht von selbst seine Enthüllungen begann.

„Wenn ich Dir nun sage, daß hier in diesen Umschlägen der letzte Rest meines Vermögens zur Absendung bereit liegt, und ich nicht mehr mein nenne, als ein Zwanzigfrankenstück und einige Sous darüber, die sich noch zufällig in meiner Tasche finden, so wirst Du vielleicht ahnen, was Daubrac meinte.“

Mit einem Ruck saß Léon aufrecht auf dem



Ein widerwilliger Schüler. (S. 123)

Stuhle, wie zur Flucht bereit. „Du — Du wolltest — ah, ich verstehe.“ Und er machte eine Geberde, als wolle er eine Pistole gegen die Stirne abdrücken. „Das wäre nicht schön gewesen,“ setzte er vorwurfsvoll hinzu.

„Gewiß nicht!“ bestätigte Bertrand.

„Der Skandal! Alle Deine Freunde wären bloßgestellt worden. Und dann diese Fragen!“

„Dafür aber hätte mein lieber Léon auch einmal etwas Interessantes zu erzählen gehabt,“ erwiderte mit leichtem Spott Bertrand. „Nun, Du siehst ja, daß ich Dich vor dem Schicksale bewahrt habe, von einem Skandale berichten zu müssen.“

„Oh! Du bist also — wie man sagt — fertig!“ fuhr etwas kleinlaut der Besucher fort, der sich unbehaglich zu fühlen begann. Es fiel ihm ein, daß es ja auch kompromittire, der Freund eines Mannes zu sein, der nur zwanzig Franken und sonst nichts mehr besitze. „Was willst Du jetzt thun?“

„Nathe einmal! Oder sage mir, was würdest Du an meiner Stelle thun?“

Jener strich mit der Hand über seinen blonden Scheitel, auf dem die Haare so glatt niedergebürstet waren, daß man fast meinen konnte, man habe einen kahlen Scheitel mit gelblicher Haut vor sich. Die ganze Kugel, welche den Kopf Léon's vorstellte, glänzte, oben gelb, unten in zartem Roth, und nur die blassen Augen hatten einen feuchten Schimmer, zwei wässrige Seen auf einem ölgesirnigten Globus.

„Ich kann mich nicht gleich hineinfinden, wie das wäre,“ ächzte er. „Freilich sehe ich ein, daß in solchem Falle einem Kavaliere keine andere Wahl bleibt —“

„Als —“ und Bertrand machte jetzt dieselbe Geberde, wie früher sein Freund.

„Es ist aber schrecklich!“

„Weißt Du wirklich keinen anderen Ausweg? Vielleicht könntest Du mir helfen —“

„Ich?“ rief ängstlich der Freund aus, der den letzten Worten eine andere Deutung gab. „Du weißt ja, ich habe selbst Schulden.“

Bertrand lachte hell auf. „Ach ja, Deine Schulden! Uebrigens,“ setzte er ernsthaft hinzu, „war es nicht so gemeint.“

Es war vollkommen begründet, wenn man über Léon's Schulden lachte. Er, der Sohn eines der reichsten Finanzmänner der Weltstadt, der Erbe von Millionen, hatte allerdings Schulden, es hatte aber damit seine eigene Bewandniß.

Léon hatte zwar nicht das Geschäftstalent seines Vaters und Großvaters geerbt, aber ein Zug war ihm doch geblieben, eine gewisse Sparsamkeit. Er glich darin nicht anderen Söhnen, die um so verschwenderischer sind, je geiziger ihre Väter das Geld zusammenscharren. Nun hatte er allerdings kein übermäßig großes Taschengeld von seinem Vater ausgesetzt erhalten, immerhin aber genug, um es den übrigen Lebemännern gleich zu thun. Er wollte auch diesen in allen Stücken gleich sein und darum mußte er — Schulden haben. Noch ein Vortheil war dabei; wenn bei Spiel, oder Wetten die Grundsätze seiner Sparsamkeit in Gefahr kamen, da konnte er seine Zurückhaltung mit den Schulden begründen, vor Allem aber erklärten sie die Zukunftslosigkeit seiner Taschen, wenn ein guter Freund in Verlegenheit gerieth. Allmonatlich mit unnachahmlicher Pünktlichkeit ließ er bei einem bekannten Geldmanne, der seine Freunde zu Kunden zählte, einen Wechsel von dreitausend Franken escomptiren, für den er genau wie die Anderen seine zehn Prozente zahlte. Und allmonatlich schob ihm ebenso regelmäßig sein Vater den eingelösten Wechsel bei Tische hin mit den Worten: „Ich finde, daß Du ein leichtsinniger Verschwender bist, und diesmal ist es das letzte Mal, daß ich Dich freimache.“ Die beiden Edlen verstanden ein-

ander ganz genau; hatte ja Léon senior jenem Geldmann, der nebenbei auch einer seiner Agenten war, den Auftrag erteilt, die Wechsel Léon's junior vorher stets bei der Kasse des väterlichen Bankhauses einzureichen, wo er dann sein Geld erhielt, wohlgemerkt nach Abzug der Zinsen. Die zehn Prozent verdiente der Papa, der gefällige Vermittler erhielt nur fünf Franken als Entschädigung für Zeitverlust. Die Wahrung der Grundsätze der Sparsamkeit und des guten Rufes als Lebemann kosteten daher Léon monatlich fünf Franken und den Wechselstempel, eine wahrhaft billige Versicherung gegen Verluste im Spielaal oder bei guten Bekannten.

Die Sache war in den Kreisen der näheren Freunde mit der Zeit bekannt geworden, da aber Léon sonst ein guter Junge war, der sich zu Allem herbeiließ, was man von ihm verlangte — Geld borgen ausgenommen — so nahm man das scherzhaft und sprach nicht weiter davon.

Léon war noch immer nicht ganz über die Absichten des Freundes beruhigt, er besorgte, ein Mann, der nichts zu verlieren hat, könne in seiner Verzweiflung einen solchen Sturm auf sein gutes Herz ausführen, daß auch der Wall seiner „Schulden“ die Grundsätze der Sparsamkeit nicht mehr sichere. Bertrand hatte Mitleid und befreite ihn von seiner Angst.

„Ich werde arbeiten,“ sagte er einfach.

Léon fiel auf seinem Stuhle schier zusammen. Die Beine ausgestreckt, die Hände wie in Verzweiflung verschlungen, betrachtete er mit unverhohlenem Mitleid den armen Freund, dem das unerwartete Unglück den Verstand geraubt hatte. Für ihn stand es fest, Bertrand war übergeschnappt.

„Du wirst uns doch diese Schande nicht bereiten?“ stieß er endlich hervor.

„Ei, sieh einmal! Töden darf ich mich nicht, denn das wäre ein Skandal; arbeiten soll ich nicht, denn das wäre eine Schande. Und für wen? Für meinen lieben Freund Léon, der aber leider keinen besseren Rath weiß.“

Der Ton, in welchem Bertrand sprach, sollte ärgerlich klingen, obwohl es ihm nicht Ernst damit war, im Gegentheil fühlte er sich belustigt durch die Rathlosigkeit Léon's, der sich jetzt mit seinem Seidentuche die Stirne rieb, bis sie hellroth wurde.

„Wenn ich mir denke, daß ich Dich einmal sehen müßte, wie Du die Straßen fegst, oder —“

Jetzt lachte Bertrand laut auf. Das war also die Vorstellung vom „Arbeiten“, die sein Freund hegte! Im Grunde hatte er aber diesmal kein Recht, zu lachen; er selbst besaß bis zur letzten Stunde kaum klarere Ideen über Arbeit als Léon.

„Mein Theurer, Du irrst! Das Straßenfegen werde ich mir nicht als Beruf erwählen! Gibt es denn nicht andere Methoden? Sieh doch 'mal unseren Marmontel, den jungen Staatsanwalt; arbeitet er nicht auch? Oder denke doch nur an Deinen Papa, der den Tag über arbeitet, und an die Beamten und Schreiber seines Bankhauses —“

„Pah, diese Schreiber! Man kann doch nicht mit diesen Leuten verkehren, sie in die Gesellschaft bringen!“ Und Léon fächelte sich mit dem Hute die Luft weg, als wäre sie schon durch den Gedanken an die Anwesenheit eines solchen Menschen verpestet worden.

„Ich verstehe, lieber Léon, Du willst mir in Deiner zarten Art andeuten, daß ich von dem Auenblicke an, da ich mit diesen meinen Händen Geld erwerbe, anstatt bloß auszugeben, aufhören müsse, Dein Freund zu sein.“

„O, was denkst Du —“ wollte Léon abwehren, doch Bertrand unterbrach ihn mit einer gebieterischen Bewegung.

„Sei getroßt; ich werde Dir nicht die Ver-

legenheit bereiten, einem Arbeitenden Deine Handschuhspitzen reichen zu müssen; Du darfst ruhig zur Seite blicken, wenn ich Dir begegne, und sicher sein, daß ich Dich nicht ansprechen und Dir auch nicht zürnen werde. Ueberdies ist Paris nicht die Welt, und nichts zwingt mich, hier zu bleiben, wo mein künftiges Dasein meinen lieben Freunden zum Aergerniß gereichen könnte.“

Unwillkürlich war Bertrand doch etwas ernst geworden und dabei der Ton bitter.

Selbst Léon fühlte dies heraus, und seine angeborene Gutmüthigkeit gewann die Oberhand über den anezogenen Hochmuth. Er stand auf, rascher als es sonst seine Art war, und reichte dem Freunde die ganze Hand — wirklich und wahrhaftig die ganze — hin.

„Nein, ich werde mich Deiner nicht schämen! Und selbst wenn Du Straßen fegen würdest, bei Gott, ich würde Dich vor allen Leuten, mein lieber Bertrand, nennen. Wahrhaftig, ich thäte es!“ Ganz erfüllt von Bewunderung seines eigenen Heldemuthes, mit dem er dem Vorurtheil trogen und die Menge auf der Straße in Erstaunen setzen würde, hätte er am liebsten sich selbst umarmt, begnügte sich aber, seine Gestalt im Spiegel zu betrachten und zu finden, daß er wirklich mit einem Helden Ähnlichkeit besitze.

Auch Bertrand war ein wenig gerührt. „Du bleibst immer der gute Junge, ich wußte es ja.“

In diesem feierlichen Augenblicke wurde die Thür aufgerissen, und herein stürzte mit den Geberden eines Wahnwitzigen der Diener George. Seine Kleider waren in Unordnung, das Halstuch und das Hemd aufgerissen, die Mienen verzerrt, die Augen quollen hervor.

„Mein Herr! O mein Gott!“ schrie er gellend, und mit schrecklichem Stöhnen fiel er seinem Herrn in die Arme, während die Kniee einbrachen.

Bertrand zog halb, halb trug er den Mann zu dem Sopha in der Ecke. „Was gibt es denn?“

„O diese Schmerzen! Ich ertrag' es nicht!“ ächzte George und warf sich, von Krämpfen zusammengezogen, auf dem Ruhebetto hin und her.

„Herr des Himmels!“ schrie jetzt auch Bertrand auf, dem ein entsetzlicher Gedanke durch den Kopf fuhr. „Du hast den Wein im Glase getrunken?“

George machte mit dem Kopfe eine Bewegung; er vermochte vor Schmerzen nicht zu sprechen. Bertrand taumelte zurück.

„Unglücklicher! Es war Gift!“ murmelte er. „Und meine Schuld ist es; wie konnte ich auch so unvorsichtig sein!“

Doch rasch raffte er sich wieder auf. Hier galt es nicht zu klagen und anzuklagen, sondern zu handeln. „Nur Daubrac kann helfen, wenn es noch Hilfe gibt,“ das war der zweite Gedanke; schon hatte er den Hut ergriffen und rief Léon, der noch fassungslos dastand, zu: „Du bleibst bei ihm, ich sende den ersten Arzt herauf, den ich finde, und hole Daubrac.“

Der arme Léon war allein mit einem Menschen, der Jammertöne ausstieß wie ein von Indianern gemartertes Blafgesicht; allein mit seinen schwachen Nerven, Zuschauer des Schauspiels, vor welchem Daubrac ihn so dringend gewarnt hatte!

5.

Léon war diesmal wirklich ein Held. Er war überzeugt, daß er einen Sterbenden vor sich habe, und er scheute sonst schon vor dem Worte Tod zurück; das Geschrei George's machte ihn bis in das Mark hinein erschauern, und beim Anblick der verzerrten Züge, der krampfhaften Bewegungen überließ es ihn kalt. Dennoch aber hatte er seinen Stuhl neben das

Sopha gerückt, bot dem Unglücklichen Wasser an, das dieser gierig schlürfte, und sprach, er wußte zwar selbst nicht was, aber im Tone der Theilnahme und des Trostes.

Nach einer Weile wurde George ruhiger, er streckte sich und lag mit keuchender Brust da. „Nicht wahr? Er sagte Gift!“ fragte er mit matter Stimme.

„Nun ja, aber Herr v. Bertrand holt bereits einen Arzt und den berühmten Chemiker Baron Daubrac, der sicher ein Gegenmittel weiß,“ tröstete Léon.

Der Kranke schüttelte den Kopf. „Ich muß sterben, ich fühle es. Man wird zu spät kommen, zu spät!“

„Gewiß nicht! Im nächsten Augenblicke werden sie hier sein.“

Ein neuer Krampfanfall krümmte den Körper George's zusammen, dann schnellte er wieder wie ein Ball empor, fuhr mit den Nägeln über die offene Brust, daß blutige Striemen entstanden, und heulte mit heiserer Stimme hinaus. Léon trat der Schweiß auf die Stirne, aber er hielt aus, bis es vorüber war.

„Mein Herr,“ begann jetzt George, „es geht zu Ende. Ich will bekennen — vielleicht sterbe ich leichter — wenn — das Gewissen entlastet ist. Hören Sie mich an — mein Herr — ein Priester ist nicht da — vielleicht gilt es auch so — wenn ich es Ihnen sage.“

Die Sätze kamen nur stoßweise aus der ächzenden Brust hervor. George tastete nach der Hand Léon's, als wäre ihm diese Hand Bürgschaft der Verzeihung, die er in diesem Augenblicke von Gott und den Menschen ersehen wollte.

„Mein Herr — ich bin ein Mörder.“ Léon's Hand zuckte in der des Kranken. „Verdammten Sie mich nicht — ich that es — um einer Frau willen — sie zu erlösen — sie verlangte es, und ich mußte gehorchen — ich konnte nicht anders. — Ich habe immer ihren Willen gethan. Ich habe ihm die Nadel — die sie im Haare trug, in das Herz gestoßen — Niemand hat es bemerkt, die Wunde war nicht zu sehen — aber das Herz, ich hatte gut getroffen — er zuckte nur einmal, und dann — war's vorbei.“

Erschöpft hielt der Diener inne.

„Sie haben die Frau geliebt?“ fragte Léon, nur um etwas zu sagen, denn ihm war ganz unheimlich zu Muth und wirr im Kopfe.

„Nicht so, wie Sie meinen, aber ich liebe sie noch,“ war die dunkle Antwort. Dann fuhr er wieder fort, da Léon schwieg: „Ich bin noch nicht zu Ende. — Sie verlangte noch mehr — deshalb mußte ich nach Paris gehen — ich sollte — o, es kommt wieder! — ich sollte — Herrn v. Bertrand —“ Ein gellender Schrei unterbrach das Geständniß.

In diesem Augenblicke trat Baron Daubrac in das Gemach, der Niemand im Vorzimmer gefunden, aber den Schrei gehört hatte. Léon athmete rief auf. „Gott sei Dank, daß Du kommst!“ tief er ihm entgegen.

„Ei sieh da, Du bist hier, ich hatte Dich doch gewarnt,“ sagte der Chemiker gleichmüthig. „Alle Wetter, das ist ja nicht Bertrand!“ rief er, nachdem er einen Blick auf den Stöhnenden geworfen.

Léon sah ihn verblüfft an, er begriff den Freund nicht.

„Wie zum Teufel kommt George dazu, die Medizin zu nehmen, die seinen Herrn zur Vernunft bringen sollte?“ brummte Jener, indem er das Fläschchen hervorholte, welches er daheim zu sich gesteckt hatte. „Dem armen George wird bald geholfen sein,“ bemerkte er zu Léon; „stehe mir bei, ihm diese Tropfen einzugießen.“

Bereitwillig leistete Léon die erbetene Hilfe. Der Kranke schluckte das Gebräu, das gerade nicht angenehm schmecken mochte, mit einiger

Anstrengung hinab und sah dann mit seinen verglasten Augen starr den Baron an, der freundlichen Tones ihn beruhigen wollte. „Seien Sie getrost, Sie haben kein Gift im Leibe; es war nur ein starkes Mittel, um den Leib gründlich zu reinigen, wobei man allerdings einige kleine Krampfanfälle mit in den Kauf nehmen muß.“

Léon dachte, was Daubrac denn unter großen Anfällen verstehe, wenn dies „kleine Krampfanfälle“ gewesen seien. Auf George aber machten diese Worte einen ganz unerwarteten — wenigstens für Daubrac unerwarteten — Eindruck. Er richtete sich halb auf, und mit heiserer Stimme schrie er: „Kein Gift! Ich werde nicht sterben! — Ich habe nichts gesagt! Nicht wahr, nicht wahr! Man holt mich! Nein, ich bin kein — o Gott!“

Er fuhr mit den Händen in die Luft, warf einen verzweiflungsvollen Blick auf Léon und sank dann ohnmächtig auf das Sopha zurück.

Baron Daubrac sah etwas verblüfft den Freund an, der jedoch mit den Schultern zuckte und sich abwandte. „Alle Wetter, ist das ein komischer Bursche. Er scheint ordentlich ungehalten darüber zu sein, daß er nicht sterben muß. Verstehst Du dies, Léon?“

„Dein Leibreinigungsmittel scheint sein Gehirn angegriffen zu haben,“ erwiderte dieser spitzig. „Ich muß gestehen, daß Deine Apotheke mir für vorsintfluthliche Wesen eingerichtet zu sein scheint. Ich wünschte nicht, von Dir behandelt zu werden.“

Léon erwies sich heute schon zum zweiten Male groß; er schwieg und war entschlossen, zu schweigen. George hatte ihm gebeichtet, und ein Beichtvater muß vergessen, was er gehört hat. Freilich trug noch etwas zu diesem Entschlusse bei; welches Aufsehen mußte es erregen, wenn er etwa als Zeuge in einem Mordprozeß einem Kammerdiener gegenübergestellt würde. Er inmitten des Gerichtssaales, vom Pöbel angegafft, von Staatsanwalt, Richtern, Geschworenen und Vertheidigern mit Fragen gepeinigt, und das um eines Menschen wegen, der Kammerdiener war — es schauderte ihn, wenn er daran dachte. Was war es denn auch, wenn dieser Mann, den er kaum kannte, einen anderen Mann, den er gar nicht kannte, getödtet hatte um einer Frau willen? Eine alltägliche Geschichte, nicht der Mühe werth, darüber zu reden. „In meinen Kreisen,“ sagte sich Léon, „wählt man den Zweikampf in solchen Fällen; der Mann, der so tief auf der Stufenleiter der Gesellschaft steht, hat sich eben eines gemeinen Mittels bedient und den Nebenbuhler auf unregelmäßigem Wege beseitigt.“

Nun kam Bertrand hereingestürzt, halb athemlos und verwirrt; ihm folgte ein Arzt. „Gottlob, daß Du da bist,“ rief er, als er den Baron erblickte. „Ich hatte Dich vergeblich gesucht. — Ist er todt?“ setzte er dann mit unverhüllter Angst hinzu.

„Benähme, er schläft und wird nach ein paar Stunden wahrscheinlich einen furchtbaren Appetit entwickeln,“ gab ihm Daubrac zur Antwort und wandte sich dann an den Arzt, der George zu untersuchen begonnen hatte. Der Kammerdiener war in der That aus seiner Ohnmacht in einen Halbschlummer verfallen, eine Folge der Erschöpfung.

(Fortsetzung folgt.)

Ein widerwilliger Schüler.

(Mit Bild auf Seite 121.)

Der Kleine auf unserem hübschen Bilde S. 121 hat heute Morgen durchaus nicht in die Schule gehen wollen, bis die Mutter endlich kurzen Prozeß mit ihm gemacht hat. Er bekam den Schulranzen umgehängt und wurde der um einige Jahre älteren Schwester anvertraut, damit diese ihn in der Schule

abliefern. Nun bleibt ihm nichts Anderes übrig, als sich der energischen Schwester zu fügen, und diese wird ihn — das weiß er — nicht eher loslassen, als bis sich die Thür des Schulzimmers hinter ihm geschlossen hat. So geht er denn an ihrer Hand mit, wenn auch mit sehr widerwilliger und verdrossener Miene.

Mongolen aus der Wüste Alaschan.

(Mit Bild auf Seite 124.)

Die Wüste Alaschan bildet einen Theil der großen mongolischen Wüste Gobi und wird von Mongolen vom Stamme der Kluten bewohnt. Regiert wird dieses Gebiet von einem mongolischen, unter chinesischer Oberhoheit stehenden Fürsten, der in Dyn-juan-in, einer kleinen Stadt auf der Westseite des Alaschaner Gebirges, residirt. Unser Bild auf S. 124 versetzt uns in eine Straße dieser mongolischen Residenz. Der rechts stehende Mann trägt sich ganz chinesisch, mit Jacke, Zopf und Kappe, sein Nachbar halbchinesisch; die übrigen Beiden, sowie die linksstehende und die vor dem Hause hockende Frau tragen die mongolische Tracht. Sie besteht aus einem schlafrockähnlichen Gewande von blauem chinesischem Baumwollstoff, zusammengehalten durch einen Gürtel. An diesem hängt bei den Männern ein Täschchen mit Feuerstein, Stahl und Pfeife, nebst einem Tabaksbeutel. Die Frauentracht ist ähnlich, auch im Schnitt nur wenig anders; ebenso bedecken die Frauen den Kopf mit einer gleichen Mütze, wie die Männer. In Alaschan ist statt des sonst üblichen Lederschuhs allgemein der chinesische, dicksohlige Filschuh im Gebrauch, der mit dem Beinkleid verbunden ist.

Die Todesfahrt des „Schiller“.

Erzählung von Christian Benckard.

(Nachdruck verboten.)

Er war am 7. Mai 1875. Der Postdampfer „Schiller“, welcher am Ersten des Monats New-York verlassen hatte, näherte sich, von Wind und Wetter begünstigt, mit außerordentlicher Schnelligkeit dem Kanal, den das Schiff voraussichtlich in kurzer Zeit durchlaufen mußte, um ohne Aufenthalt der Elbmündung entgegenzufahren.

Die alte Hansestadt Hamburg war das Ziel, und mit Riesenschritten ging es vorwärts, hatte doch das Schiff in den letzten 24 Stunden eine Strecke von 350 Seemeilen zurückgelegt. Die Passagiere — es befanden sich deren über fünfhundert an Bord — machten denn auch fast ausnahmslos sehr vergnügte Gesichter, zumal sie der Mehrzahl nach aus Deutschen bestanden, die vor Jahren nach Amerika ausgewandert waren, dort etwas vor sich gebracht hatten und nun der alten Heimath einen Besuch abstatten wollten.

Dennoch gab es auch ernste, sorgenvolle Leute an Bord, und auch einem Passagier der ersten Kajüte, einem Hannoveraner, der an der Seite seiner hübschen jungen Frau von New-York zurückkehrte, bangte um seine Zukunft. Dort hatte er die einträgliche Stelle eines Hauptagenten der „Adler-Linie“ bekleidet, die ihm vor wenigen Wochen gekündigt worden war, weil das Aktienunternehmen, zu dessen Schiffen auch der „Schiller“ gehörte, mit der „Hamburg-Amerikanischen Packetschiff-Aktiengesellschaft“ verschmolzen wurde. Letztere übernahm wohl das schwimmende Inventar der „Adler-Linie“, aber nicht deren Beamte; wenigstens war sie nicht dazu verpflichtet, und diese Leute wußten nun nicht, wie sich ihre nächste Zukunft gestalten würde.

Richard Brandt stand auf dem Oberdeck in trübe Gedanken versunken. Heute waren es gerade sechs Wochen her, daß er mit seiner Nellie, der hübschen, aber etwas verwöhnten Tochter eines Deutschamerikaners, getraut worden war. Seinen bisherigen Einkünften und den Neigungen der jungen Frau entsprechend, hatten sie sich ein schönes Heim eingerichtet, aus dem

sie der unvermuthete Umschwung der Verhältnisse nur zu bald vertrieb. Wie mochte sich Nellie wohl mit einer einfacheren Lebensweise abfinden, wenn ihr Gatte die Ausgaben zukünftig beschränken mußte?

Vorläufig beschäftigte diese Frage nur den jungen Chemann, indessen seine Frau immer guter Dinge war. Auch jetzt hörte man sie mit einem älteren Herrn, an dessen Seite sie auf dem Hinterdeck hin und her ging, munter sprechen und lachen, so daß die übrigen Passagiere ihre helle Freude an ihr hatten, am meisten jedoch Herr Hammerschmidt, ihr gegenwärtiger Begleiter, der ehemalige Vorgesetzte ihres Mannes.

Dieser hatte freilich gut fröhlich sein, denn als vermögend und kinderlos brauchte der frühere Direktor der „Adler-Linie“ nicht auf eine Wiederanstellung zu sehen; er konnte mit seiner Frau ein behagliches Rentnerleben führen.

Noch immer mit seinen Sorgen beschäftigt, fühlte sich Richard Brandt leise an der Schulter berührt, und den Kopf zur Seite wendend, sah er Frau Hammerschmidt neben sich, die ihm freundlich zulächelte.

„Sie sollten zuversichtlicher sein,“ sagte die sanfte, von ihrem lebenslustigen, etwas derben Lebensgefährten oft vernachlässigte Dame. „Ein so tüchtiger Mann, wie Sie einer sind, wird

seinen Weg schon finden, und Ihr liebenswürdiges Frauchen folgt Ihnen sicherlich auch auf beschwerlichen Pfaden. Also Muth, Herr Brandt!“

Während sie nach diesen tröstenden Worten das Verdeck verließ, sah er ihr dankbar nach; die Theilnahme dieser Frau, welche sich mit Geduld und Nachgiebigkeit in die ihr widerstrebenden Eigenheiten ihres Gemahls zu finden wußte, that ihm wohl. An ihr hatte Nellie eine selbstlose ältere Freundin, von der die junge Chefrau manches lernen konnte, vor allen Dingen die echt weibliche Bescheidenheit, welche den vermögenden Amerikanerinnen meist so sehr mangelt.

Da mittlerweile ein frischer Nordwest auf-



Mongolen aus der Wüste Alaschan. (S. 123)

gesprungen war, wurden alle Segel gesetzt und mit vermehrter Geschwindigkeit flog das Schiff dem Ziele entgegen. Gleich einem Riesenvogel zerschnitt sein scharfer Bug die Fluth, ein breiter Schaumstreifen hinter dem Heck bezeichnete den zurückgelegten Weg. Der ganze Bau erbebt unter den Stößen der Maschine, den Schlägen der Schiffschraube, die mit verstärkter Kraft ihr rastloses Tagewerk förderte.

Wieder klopft Jemand dem Grübelnden auf die Schulter, diesmal ist es aber ein kräftiger Schlag, der ihn unwillig herumfahren läßt. „Willst Du das Essen versäumen?“ fragt seine Frau; „der Steward hat soeben geklingelt.“

Nellie nimmt seinen Arm und geht mit ihm in den Salon hinab; Herr Hammerschmidt, dessen Ehehälfte schon unten ist, folgt unter

galanten Bemerkungen über die anmuthige Haltung der jungen Frau. Dadurch mehr belustigt als geschmeichelt, erwidert sie mit einem drolligen Kompliment, welches seinerseits schallendes Gelächter erzeugt.

Die beiden Ehepaare sitzen bei Tische einander gegenüber und unterhalten sich, bis ihr Gespräch durch den Ton der Dampfpfeife unterbrochen wird. Fragend sehen sich die Tischgenossen an, der mitßpeisende erste Offizier legt Gabel und Messer aus der Hand, sagt lakonisch „Nebel!“ und eilt an Deck. Ob etwas passiren kann, wird gefragt. Ein Herr antwortet: „Es kann Vieles passiren, aber wir wollen's nicht hoffen,“ und ist ruhig weiter.

Oben heult die Dampfpfeife in immer kürzeren Zwischenräumen, und man fühlt deutlich, daß

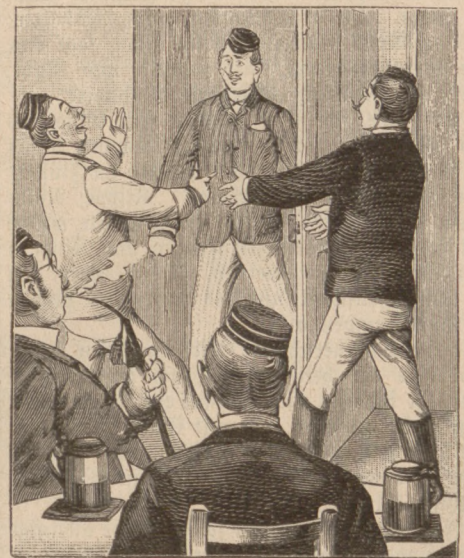
das Schiff langsamer fährt. Der letztere Umstand beruhigt selbst die ängstlicheren Leute ungemein, Nellie verlacht sogar die eingebildete Gefahr, während Herr Hammerschmidt den Steward mit der Bratenschüssel zum zweiten Male heranwinkt. Der Aufwärter eilt herbei, doch wankt er plötzlich, stürzt, das ganze Schiff erbebt, eine Hängelampe fällt mitten auf die Tafel, Teller und Gläser klirren zu Boden.

„Das Schiff ist gestrandet!“

Wer den Schreckensruf ausgestoßen hat, weiß Niemand, Jeder aber glaubt daran, springt auf und eilt zur Treppe, sofern er nicht eine ohnmächtige Tischnachbarin unterstützen muß. Richard Brandt hat dies nicht nöthig, denn seine Frau ist nur erschrocken und sagt: „Sieh doch nur nach, was geschehen ist.“

Humoristisches.

Wie Studiosus Schland am „Büffeln“ verhindert wurde.



Die Maschine steht still, und auch die Dampfpeise ist verstummt, dagegen hört man ein hastiges Hin- und Herlaufen auf Deck und des Kapitäns Stimme, welche befiehlt: „Peilt die Pumpen!“ Nach einer Minute athemloser Spannung berichtet der Zimmermann laut: „Vier Zoll Wasser bei den Pumpen; kein Leck.“

„Gott sei Dank!“ geht der allgemeine Stoßseufzer.

Was ist aber geschehen? Der erste Offizier beantwortet die Frage: „Wir sind aufgefahren und werden voraussichtlich erst mit der Fluth, also in einigen Stunden wieder flott. Da keine Gefahr vorliegt, läßt Kapitän Thomas Sie bitten, ruhig unten zu bleiben. Nehmen Sie getrost wieder Platz, meine Herrschaften, und lassen Sie uns weiteressen.“

Die letztere Aufforderung wirkt geradezu verblüffend, dann aber beruhigend, zumal der Offizier selbst mit gutem Beispiele vorangeht, indem er seinen früheren Platz wieder einnimmt und wacker zulant.

Ob es ihm wirklich schmeckt? Aufmerksame Beobachter bezweifeln es, obgleich er sich aufgeräumt zeigt, als zuvor. Vielleicht will man die Passagiere nur über die Gefahr hinwegtäuschen.

Nellie findet ihre muthwillige Laune bald wieder, unterhält sich und scherzt wie zuvor. „Die Furcht kann unsere Lage nur verschlimmern, sofern diese überhaupt eine gefährliche ist,“ lautet ihre Rechtfertigung.

„Bravo!“ ruft Herr Hammerschmidt. „Das nenne ich amerikanische Kaltblütigkeit! Da hatte ich in New-York einen Bekannten, der bei einem Bankbruch eine Million verlor, sein ganzes Vermögen. Was that der Mann? Er piffte den Yankee-Doodle, fing von vorn an und hat heute seine Verluste wieder ersetzt.“

Die Tischnachbarn lächeln zustimmend und wenden dann ihre Aufmerksamkeit dem ersten Offizier zu, welcher mit so lauter Stimme von der gegenwärtigen Lage des Schiffes redet, daß er im ganzen Saale gehört wird. Seine Worte erscheinen wohl überlegt und berechnet, den Reisenden im Unterhaltungsstone Verhaltensmaßregeln zu ertheilen.

„Durch eine ungeahnte Stromversetzung sind wir im Westen der Scilly-Inseln auf eine Klippe gerathen, welche des Rebels wegen zu spät bemerkt wurde. Glücklicherweise geschah es während der Ebbezeit, die wachsende Fluth wird unser Schiff voraussichtlich heben, daß es seinen Weg nach dem nächsten Nothhafen nehmen kann. Auf keinen Fall“ — die Worte klingen wie eine ernste Mahnung — „dürfen Sie das Schiff vorzeitig verlassen wollen, weil dies leicht eine Panik verursacht, welche verhängnißvoll wird. So lange noch drei Planen zusammenhalten, ist's an Bord sicherer, als im Boot, sagt eine alte Seemannsregel: also Geduld und Ruhe, meine Herrschaften. Geseignete Mahlzeit!“

Er trinkt scheinbar gelassen sein Glas aus und geht auf Deck; die Zurückbleibenden lassen den Nachtschiff unberührt und sprechen im Flüsterstone über das soeben Gehörte. „Klippe, Nothhafen, Panik“, dies sind gar ernste Worte, welche jetzt fragend, von einigen Frauen und Kindern weinend wiederholt werden. Dann erhebt sich die Tischgesellschaft und die Aufwärter zünden die Hängelampen an.

Herr Hammerschmidt tritt an Nellie heran und sucht ein heiteres Gespräch anzuknüpfen. Sie geht indeß nicht darauf ein, nimmt vielmehr Richard's Arm, um mit ihrem Mann auf Deck zu gehen. Vorher hüllt er sie und sich selbst in einen warmen Shawl, denn es ist ver-muthlich kalt oben.

Jetzt sieht es auf dem sonst für die alleinige Benutzung der Kajütpassagiere bestimmten Hinterdeck anders aus, wie vor wenigen Stunden. Es ist schon fast ganz dunkel geworden, und bei

dem Scheine einiger Sturmlaternen schaffen die Matrosen schwere Gegenstände nach hinten, um das feststehende Vorderdeck zu entlasten — Anker und Ketten, gefüllte Wasserräder und dergleichen. Jeder von ihnen arbeitet mit einer gewissen Hast, selbst die Offiziere fassen mit an und die dienstfreien Heizer.

„Besser hier, als im Maschinenraum,“ sagt einer der Letzteren; „da unten ist man verloren, wenn's schief geht, hier kann man doch in ein Boot springen.“

Stimmengewirr auf dem Vorderdeck läßt sich vernehmen. Dort hineilend sieht das junge Ehepaar die Zwischendeckspassagiere aus der Luke strömen, woran sie zu hindern sich einige Schiffsbedienstete vergeblich bemühen. „Man will die reichen Leute aus den Kajüten retten und uns ertrinken lassen!“ ruft Einer; ein Anderer rath, einfach ein Boot zu bemannen und abzufahren.

Auch des Kapitäns Stimme ertönt aus dem Menschenhaufen; sie fordert Ruhe und die Befolgung der gegebenen Befehle. Da in der Hand des Schiffsführers ein Revolver blinkt, lassen die Aufgeregten noch einmal mit sich reden und gehen murrend hinunter.

Richard kehrt mit seiner Frau nach dem Hinterdeck und von da in den Salon zurück. Hier erwarten sie Männer, Frauen und Kinder mit bleichen, ernsten Gesichtern. „Wie steht's, Herr Brandt?“ fragt Frau Hammerschmidt.

„Nicht gut, fürchte ich; das Schiff sitzt noch fest.“

Ein alleinstehender Herr, welcher die Antwort gehört hat, geht in seine Kabine, schnallt sich die dort befindliche Korkweste um und tritt wieder in den Salon. Seine Erscheinung, welche an die äußerste Gefahr erinnert, erzeugt laute Schreckensrufe, und selbst die Besonnenen werden ängstlich. „Schwimmgürtel! Korkwesten!“ tönt es wild durcheinander; ohne von den verlangten Gegenständen den richtigen Gebrauch machen zu können, reißen sich die Leute darum, während Andere ihre Werthsachen eilig zusammenraffen. Dann drängt sich die jammernde Schaar auf Deck.

Droben herrscht völlige Finsterniß, die durch den Blitz der Nothschüsse und die aufsteigenden Signalkraketen ab und zu erhellt wird. In solchen Augenblicken sehen die Unglücklichen ein todwundes Schiff, verzweifelte Menschen und ein brausendes, tosendes Meer — ihr gähnendes Wogengrab.

Viertelstunde um Viertelstunde verstreicht, das Wasser steigt, aber der „Schiller“ hebt sich nicht. Da das Schiff den Wellen nicht ausweichen kann, wird es von ihnen mit voller Wucht getroffen und auf die Seite gelegt. Jetzt bricht die erste See über Deck; ein hundertstimmiger Angstschrei klingt denen nach, die sie über Bord reißt. Vier oder fünf Personen sind's, die ersten Opfer!

„Die Boote zu Wasser!“

Auf diesen Befehl hin suchen die Matrosen die an den Schiffsseiten hängenden Rettungsfahrzeuge herunterzulassen, aber es gelingt nur mit wenigen, weil der Dampfer schon zu schief liegt, und die See zu hoch geht. Cines dieser wenigen kommt glücklich zu Wasser, ist aber im Nu überfüllt, obgleich die Offiziere Jeden niederzuschießen drohen, der sich hineindrängt. Es stößt ab, und die Ruberer holen aus, als ein Mann mit einem Kind auf dem Arm auf die Verschanzung springt, das kleine Mädchen seiner in dem Boote sitzenden Frau zuwirft und selbst nachspringt. Die Bootsinsassen suchen seinem fallenden Körper auszuweichen und bringen dadurch das Fahrzeug aus dem Gleichgewicht, es kentert — Alles verloren!

Alles verloren! Auch die noch an Bord Befindlichen scheinen dem Tode geweiht, da kein Boot mehr vorhanden ist, in welchem sie gerettet

werden können. Jede über Deck brechende See reißt eine Anzahl Menschen mit sich fort, Frauen von der Seite ihrer Männer, Kinder aus den Armen ihrer Eltern. Drei Schwestern, welche sich im Tode wie im Leben nicht trennen wollen, reichen sich die Hände und springen vereint über Bord; ein Mann, der seine Frau versinken sieht, jagt sich eine Kugel durch den Kopf, um ihr rascher zu folgen. Dort bietet eine Millionärs-gattin einem Matrosen eine ganze Handvoll Juwelen für ihre Errettung. Der Mann zuckt die Achseln. „Ich bin froh, wenn ich selbst durchkomme,“ antwortet er, indem er die reiche Gabe zurückweist.

Auf der Kommandobrücke steht mit vielen anderen Passagieren das Brandt'sche Ehepaar. Richard hat seiner Frau eine Korkweste umgeschmalt; die seinige hatte er Frau Hammerschmidt abgegeben, die vergeblich eine solche zu erlangen gesucht. Ob sie noch lebt? Er weiß es nicht und kann sich auch nicht um sie kümmern; die eigene Frau steht ihm näher. Wie Nellie noch immer ihren Muth bewahrt, weder zittert noch weint! Ihre Kaltblütigkeit ist wirklich bewundernswerth.

Eine gewaltige Woge rollt heran, überspringt die Schiffsseite und reißt zwei, drei Duzend Menschen von der Kommandobrücke herab und über Bord. „In den Fockmast hinauf!“ ruft der Kapitän. „Die nächste See reißt die Brücke weg.“

„Und Sie?“ fragt der neben ihm stehende erste Offizier. „Wollen Sie nicht auch an Ihre eigene Rettung denken?“

„Nein, ich bleibe auf meinem Posten. Wenn Sie gerettet werden, sagen Sie den Meinen, daß ich meine Pflicht that bis zum letzten Athemzuge; dies wird ihnen ein Trost sein.“

Richard und Nellie hängen mit vielen ihrer noch lebenden Leidensgefährten im Fockwant. Wie sie dahin gekommen sind, wissen sie kaum noch, die Todesangst läßt sie aufwärts streben nach der bereits dicht besetzten Fockraa. Unter ihnen segt eine See über das Schiff — wo eben noch die Kommandobrücke stand, schäumen tosende Wassermassen!

In der nächsten Stunde weicht die Todesangst allgemach einer körperlichen und geistigen Erstarrung; die Sinne werden stumpf, fast unempfindlich für die grauenhaften Vorgänge ringsum. Von den hundert bis hundertundzwanzig meist männlichen Personen, die sich krampfhaft an das Tauwerk und an die Maaten des Fockmastes anklammern, wagt beinahe keine mehr an Rettung zu denken, die See schlägt Stück um Stück vom Schiffsrumpf weg, der Fockmast ging schon über Bord, und der Fockmast kann nicht mehr lange Stand halten. Was nützt es, daß mit Tagesgrauen einige Fischerboote in der Nähe sichtbar werden? Die kleinen Fahrzeuge können ja doch nicht an dem umbrandeten Brack anlegen.

In diesem Zustande berührt es Richard Brandt nur wenig, als er in einer unter ihm kauern den Schiffsbrüchigen die Gemahlin seines früheren Vorgesetzten erkennt. Auch Frau Hammerschmidt verzieht keine Miene und dankt es ihm nicht einmal, daß er sie zu sich heraufzieht, wo sie etwas sicherer ist. „Mein Mann ist todt,“ entfällt es leise ihren Lippen, „ich mag auch nicht mehr leben.“

„Richard!“

Nellie ist's, die ihn anruft. Seinen Arm umklammernd, flüstert sie: „Wir wollen vereint sterben, Richard, aber vorher muß ich Dir noch einmal sagen, wie sehr ich Dich liebe. Daß Dich mein Verhalten oft verletzete, sehe ich jetzt erst ein; aber es war mir gar nicht ernst mit meinem Uebermuth, ich wollte Dich ja nur aufrichten in Deinem Kummer, drum zeigte ich mich so ausgelassen. Verzeih' mir, Richard, ich hätte freudig Noth und Elend mit Dir getheilt, betteln

wäre ich für Dich gegangen, wenn es hätte sein müssen. Gern würde ich für Dich sterben, aber ach! ich kann nur mit Dir sterben."

Er ergreift ihre Hand und aus seinen Augen leuchtet ein seliges Entzücken. "Mit Dir vereint, ein solcher Tod hat keine Schrecken!"

Ein Krachen und Splintern — der Fockmast wankt und stürzt mit seinen menschenbeladenen Tauen und Raen in die schäumende Fluth. Richard hört noch einen hundertstimmigen Todes-schrei, dann nur das Brausen der See, die ihn verschlingt. Aber er taucht wieder empor und vor ihm erscheint ein Frauenkopf an der Oberfläche, die Wellen spielen mit langem, braunschwarzem Haar.

"Nellie!"

Der kluge Schwimmer ergreift eine ertrinkende Person, wenn möglich, stets am Haupthaar, damit er ihren Kopf über Wasser halten und nicht von ihren Armen umstrickt werden kann. Richard weiß dies und handelt darnach. Dort schießt ein Fischerboot heran; die Insassen sehen ihn mit den Wellen ringen und rufen ihm zu. Einer von ihnen beugt sich über Bord, um ihn zu erfassen.

"Zuerst meine Frau!"

"Well, Sir," antwortet der Engländer, zieht die Frau aus dem Wasser, dann ihn. Fast bricht er zusammen, aber er rafft sich wieder auf, um für die Gerettete zu sorgen, welche scheinbar leblos im Boot liegt.

Ein mitleidiger Fischer zieht seine warme, trockene Jacke aus, darauf soll ihr Kopf zu liegen kommen, den Richard behutsam hebt, um ihn mit einem gellenden Aufschrei wieder sinken zu lassen. Die da erwachend die Augen aufschlägt, ist — Frau Hammerschmidt!

"Armer junger Freund!"

Sie haben am Morgen nach jener Schreckensnacht sowohl wie später unseren Dank für die Errettung meiner Frau mit der Begründung zurückgewiesen, Sie hätten ja gar nicht meine, sondern Ihre Gattin retten wollen. Dieses offene Geständniß achten wir, aber es hindert uns nicht, in Ihnen nicht nur den Lebensretter meiner Frau, sondern auch den Begründer unseres Heuglücks zu sehen. Ich sage: den Begründer unseres Heuglücks; denn als ich nach meiner Landung auf St. Agnes trostlos an dem leichenbesäeten Strand der kleinen Insel umherirrte, fiel es mir schwer auf's Herz, daß meine todtgegläubte Lebensgefährtin an meiner Seite nicht das verdiente Glück gefunden habe. Während sie gegen mich und meine Schwächen allezeit nachsichtig gewesen, hatte ich ihr oft mit Rücksichtslosigkeiten vergolten, die ihr zartes Gemüth verletzen mußten. Dieß Alles lernte ich damals erkennen, zugleich mit der Wahrheit des herrlichen Dichtervortes:

"O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst."

Dann kam das unerwartete, erschütternde Wiedersehen; durch Sie, mein edler Freund, ward mir Gelegenheit geboten, das Versäumte nachzuholen, das Gesehene vergessen zu machen.

Jetzt erst, nachdem wir zum zweiten Male vereint sind, empfinden wir das wahre Heuglück, welches nur durch den Gedanken an Sie und Ihren unersehbaren Verlust getrübt wird. Und dennoch können wir Ihnen keinen Trost, ja nicht einmal Gewißheit über den Verbleib der theuren Todten geben. Die Leiche wurde, wie man mir auf meine wiederholten Anfragen telegraphisch berichtete, noch immer nicht gefunden; wahrscheinlich ist sie in das offene Meer hinausgetrieben worden.

Eine Bitte habe ich an Sie, welche Sie mir erfüllen müssen: die Gesellschaft hat mir eine Direktorialbeamtenstelle in Hamburg angeboten.

ich habe dieselbe jedoch ausgeschlagen, weil ich mich fortan ganz von den Geschäften zurückziehen will; die Leiter des Unternehmens wollen den genannten Posten auf mein Ersuchen hin nun Ihnen übertragen. Kommen Sie und greifen Sie zu! Arbeit ist ja das einzige wirksame Mittel gegen schweren Herzenskummer, und in unserer Nähe werden Sie überzeugt sein, daß wir stets sind Ihre mitleidenden, ewig dankbaren Freunde D. Hammerschmidt und Frau.

Hamburg, 17. Juni 1875."

Der Briefempfänger entschloß sich, dem Rufe zu folgen. Wozu länger in der Heimath weilen, da er trotz aller ihm von den Seinen dargebrachten Liebe dort keine Ruhe zu finden vermochte? Arbeit allein konnte seinen Schmerz mildern, davon war auch er überzeugt und unverzüglich reiste er nach Hamburg ab.

Hammerschmidt erschraf, als er Richard wieder sah, und seiner Frau stürzten die Thränen aus den Augen, denn aus dem gesundheitsstrotzenden Mann war in der kurzen Zeit von wenigen Wochen ein gramgebeugtes Jammerbild geworden. Sie überredeten ihn, ihre reizend an der Alster gelegene Wohnung mit ihnen zu theilen, pflegten ihn wie einen leiblichen Sohn und boten alles Mögliche zu seiner Erheiterung auf. Auch seine Kollegen bemühten sich, ihm seine geschäftliche Stellung so angenehm wie möglich zu machen. Dieselbe war hoch bezahlt; jetzt brauchte er keine Sorgen mehr zu haben, ja er hätte sogar den Ansprüchen einer verwöhnten Frau vollauf genügen können, aber seine Frau war ja todt.

Todt! Der Gedanke an das furchtbare Schiffsunglück und an Nellie's schreckliches Ende drängte sich ihm stets von Neuem auf und verließ ihn selbst im Schlafe nicht. Während seine Freunde ihn zu zerstreuen suchten oder ihn ruhend glaubten, zogen die entsetzlichen Scenen des Schiffsbruchs vor seinem geistigen Auge vorüber, er wiederholte sich immer noch einmal die letzten liebevollen Worte der Geschiedenen. Sie hatte für ihn oder mit ihm sterben wollen, und dennoch war sie ihm in das Jenseits vorausgegangen, weil er in der Verwirrung des Augenblicks der höchsten Noth statt ihrer eine Andere gerettet hatte. Warum war es gerade ihm versagt, die entseelte Hülle seines Weibes zur letzten Ruhestätte zu geleiten und an ihrem Grabe zu weinen, wie es die Hinterbliebenen der übrigen dreihundertundvierzig Opfer doch hatten thun können?

Er hielt sich für den unglücklichsten Menschen unter der Sonne, nicht ahnend, daß ihn noch Schlimmeres treffen könne. Eines Abends, als er aus seinem Bureau heimkehrte, trat ihm an der Hausthüre das Hammerschmidt'sche Ehepaar entgegen und geleitete ihn in sichtlich Erregung auf sein Zimmer.

"Wir haben Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen," sagte der Gastfreund dort. "Nachrichten aus England."

Richard zuckte zusammen. "Ist die Leiche endlich aufgefunden worden?"

"Nein, Ihre Frau lebt, aber —"

"Nellie lebt? Sagen Sie mir es noch einmal und auch Sie, Frau Hammerschmidt, damit ich es glaube! Nur daß sie lebt, will ich hören; kein Aber, ich bitte Sie!" Taumelnd vor Entzücken erhob er die Hände und rief: "Ist es denn auch wirklich und wahrhaftig so, wie Sie sagen?"

"Ja," entgegnete Frau Hammerschmidt ernst. "Die Beschreibung einer unbekannten Dame, welche ein Fischer auf eine der abgelegenen Scyllinischen rettete, paßt ganz genau auf die Todtgegläubte. Der betreffende Mann versäumte es, von dem Vorfalle Anzeige zu machen, und lieferte die Schwerverrannte erst vor einigen Tagen dem Hospital zu Falmouth aus. Dort befindet sich dieselbe, einer Zeitungsnachricht zufolge, gegenwärtig in ärztlicher Pflege."

Richard Brandt staunte noch immer. "Warum aber sagen Sie dies Alles so ernst: weshalb haben Sie keinen Glückwunsch für mich? Geben Sie mir das Blatt, damit ich es selbst lesen und mich überzeugen kann, daß Sie mir nichts verheimlichen."

Sein Wunsch wurde zögernd erfüllt, und sein brennender Blick überflog die Zeilen, bis er plötzlich die Zeitung fallen ließ und wie vernichtet stöhnte: "Schlimmer noch als todt! Hoffnungslos darniederliegend, und wenn der Leib auch gerettet wird, bleibt der Geist umnachtet! Wahnsinn also; meine kluge, geistvolle Nellie eine Wahnsinnige!"

Die Zeugen dieses Verzweiflungsausbruches suchten ihn mit dem Hinweis auf die Uebertreibungssucht vieler Zeitungsberichterstatter aufzurichten, aber er verschloß ihrer Trostrebe sein Ohr. Nur darin stimmte er bei, daß sofort seine Abreise nach England bewerkstelligt werden müsse, und er die Begleitung des befreundeten Ehepaares um Nellie's Willen nicht ablehnen dürfe, denn vielleicht fehlte es der Aermsten an einer hingebenden weiblichen Pflege, und Herrn Hammerschmidt's Kenntniß der englischen Verhältnisse konnte möglicherweise von Nutzen sein.

Sie wählten den kürzesten Weg und die schnellste Fahrgelegenheit, dennoch schien die Reisedauer, während welcher Richard weder die Augen schloß, noch einen Bissen über die Lippen brachte, eine außerordentlich lange.

Endlich war das Ziel erreicht, und die Ankommenden wurden auf ihr dringendes Verlangen ungesäumt nach dem Zimmer des Oberarztes der Anstalt geführt. Wenige Worte herüber und hinüber, sowie die Befichtigung der Kleidungsstücke der Kranken stellten deren Identität mit Nellie Brandt fest, und nun begehrte Richard Einlaß in das betreffende Krankenzimmer.

Der Arzt bittet den vor Aufregung Bebenenden ihm zu folgen. "Die Dame ist vollständig bewußtlos und wird Sie nicht erkennen," sagt er vorbereitend. "Es scheint eine Krisis im Anzuge, die eine Wendung zum Besseren oder zum Schlimmsten bringen kann. Einem solch hochgradigen Nervenfieber gegenüber ist unsere Kunst machtlos; wir Ärzte und auch Sie müssen den Ausgang eben abwarten."

Der unglückliche Gatte bleibt einen Augenblick lauschend an der Thür des Krankenzimmers stehen. Drinnen hört er reden, wirre, abgerissene Worte. Es ist die Stimme seiner Nellie. "Laßt mich ertrinken!" schreit sie wild. "Ich will nicht ohne ihn leben. Dort — seht ihr ihn denn nicht versinken? — Richard!"

Da fliegt die Thüre auf, ein bleicher Mann stürzt herein und wirft sich neben dem Krankenlager auf die Kniee. "Hier bin ich, Nellie!" ruft er aus.

Die Kranke richtet sich auf, tastet seine Hände, seinen Kopf und sinkt mit einem leise gehauchten "Gott sei gepriesen!" in die Kissen zurück.

"Wunderbar!" sagte der Arzt einige Stunden später zu seinen Assistenten. "Das plötzliche Wiedersehen hat sie nicht allein dem Tode entzogen, sondern ihr auch die Besinnung zurückgegeben. Schon während des Schlafes sank das Fieber, jetzt redet sie ganz verständig und verlangt sogar nach Nahrung. Beglückwünschen wir uns zu dieser glücklichen Kur, meine Herren!"

Tags darauf fuhr Herr Hammerschmidt nach Hamburg zurück, um dort Richard Brandt geschäftlich zu vertreten, damit Letzterer im Verein mit Frau Hammerschmidt sich dauernd Nellie's Pflege widmen könne. Und an einem sonnigen Julitage wurde das stille Landhaus mit Blumen und Kränzen zum festlichen Empfange der Heimkehrenden geschmückt; hatten doch die beiden innig befreundeten Ehepaare beschlossen, künftighin gemeinsam in seinen Mauern ein neues, schöneres Leben zu führen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Edelmuth. — Im Jahre 1356 lag Herzog Albrecht II. der Weise von Oesterreich mit den Bürgern von Basel wegen einiger habsburgischen Besitzungen in der Schweiz in Streit. Bisher waren die Baseler siegreich gewesen. Da wurde ihre Stadt von einem heftigen Erdbeben betroffen, so daß ein Theil der Mauern und viele Häuser zusammenstürzten. Jetzt wäre es dem Herzoge ein Leichtes gewesen, sich der Stadt zu bemächtigen, und hierzu riethen auch seine Mannen. Aber davon wollte der Herzog nichts wissen. Im Gegentheil rief er sofort 400 Bauern aus seinen Besitzungen herbei und befahl ihnen, auf seine Kosten den Bürgern von Basel bei der Wiederherstellung ihrer Stadt zu helfen. Solcher Edelmutz rühmte die Baseler dermaßen, daß sie sofort mit dem Herzoge einen billigen Frieden abschlossen. [Dr. W.]

Eigenthümliche Neujahrsfeier. — In Birma, wo das Neujahr mit dem Neumonde im April beginnt, sind die Feierlichkeiten bei dieser Gelegenheit ziemlich auffallend. Vor jedem Hause wird eine Palissade von Bambus, sechs bis acht Fuß hoch, errichtet, sehr geschmackvoll mit jungen Palmen verziert und mit Wassertöpfen besetzt, in denen die schönsten Blumen blühen, so daß die Straßen wie Gänge reizender Gärten aussehen. Dies sind die Vorbereitungen zu den Neujahrszeremonien, die in einem allgemeinen Wassertampfe bestehen. Jeder hat die Freiheit, seinen Nachbar und die Vorübergehenden zu begießen. Diese Artigkeit wird aber meist von Frauen den Männern und umgekehrt gezeigt. Am thätigsten sind dabei die Kinder, und man sieht zu Neujahr nicht einen einzigen Eingeborenen mit trockenen Kleidern; ihr „Festanzug“ besteht aber auch aus den schlechtesten Kleidungsstücken, die sie aufreiben können. [—dn—]

Schon am letzten Finger. — Der Marschall Moritz von Sachsen besaß eine außerordentliche Körperkraft. Einst, als er sich in einem großen Menschengedränge befand, suchte ein Langfinger seinen Taschen auf den Grund zu kommen. Der Marschall merkte es jedoch, griff schnell in die Tasche und erhaschte darin die fremde Hand. Knack! brach ein Finger derselben — knack! ein weiterer — knack! der dritte. Während dieser Exekution innerhalb der Tasche rief Jemand dem Marschall zu: „Sehen Sie sich doch um, mein Herr, hinter Ihnen geräth ein Mensch in Konvulsionen.“

„Wird bald vorüber sein,“ erwiderte der Marschall gelassen, „ich bin schon am letzten Finger.“ [E. K.]

Ein Opfer ihrer Schönheit. — Unter Karl I. von England war die Tochter des Sir Edward Stanley eine gefeierte Schönheit, die viel umworben war. Endlich reichte sie ihre Hand dem Lord Digby. Derselbe war auf den Besitz der wegen ihrer Schönheit



Vermos und Wetterstein.

und Liebenswürdigkeit hoch berühmten Frau so eitel, daß er Alles aufbot, seiner Gattin ihren Liebreiz zu bewahren. Er selbst erfind Mittel, um ihre Haare, ihr Gesicht, ihre Hände frisch zu erhalten. Eine Zeitlang fütterte er sie nur mit Rapaunen, die mit Vipern gemästet waren. Aber vielleicht gerade infolge dieser unsinnigen Behandlungsweise starb die Lady schon in der Blüthe ihrer Jahre, am 1. Mai 1638. [D.]

Vermos und Wetterstein.

(Mit Abbildung.)

Zwischen Mittenwald und Ehrwald zieht sich die Kalkkette des Wettersteins 28 Kilometer lang hin, deren höchste Erhebung die Zugspitze (2960 Meter) bildet. Sie bleibt durch ihren charakteristischen Aufbau Jedem im Gedächtniß, der einmal die beliebten Sommerfrischen Partenkirchen und Garmisch besucht hat. Einen ganz anderen Anblick wieder gewährt das Wettersteingebirge, wenn man von Füßen in das bayrische Oberland eintritt, um über Reutte oder den Plansee seinen Weg nach Süden fortzusetzen. Bei Vermos öffnet sich plötzlich ein weites Thal, dessen, an dessen entgegengesetztem Ende die Westseite des Wettersteins schroff emporsteigt — eines der großartigsten Gebirgsbilder in den nördlichen Kalkalpen (siehe unsere Abbildung). Von dem Dorfe Vermos führt die Straße über den reizenden Fernpaß nach Kassereit.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösung des Schwalben-Räthfels in Nr. 15:

Die den Schwalben gegenüberstehenden Buchstaben geben von oben nach unten zu abgelesen bei den großen Schwalben das Wort: Orient, bei den kleinen: Reisende.

Kapsel-Räthsel.

Wird der Fluß, der Straßburgs Fluren neht,
Nichtig in ein Blutgefäß geleht,
So benennt das neu entstand'ne Wort
Jenen Theil des deutschen Heers sofort,
Der im Krieg, der Straßburg uns errang,
Manche Stadt zur Lebergabe zwang. [E. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 17.

Somonym.

Sieht als Erwach'ner man daran,
Läßt man die Arbeit ruhen;
Doch wenn man schaffend davor sitzt,
Steht man in Kinderstühlen. [E. Milns.]

Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösung der Buchstaben-Versehungsaufgabe in Nr. 15:

1) Eienach, 2) Interregnum, 3) New-Orleans, 4) Insterburg, 5) Gabriel, 6) Klarinette, 7) Ehrenpreis, 8) Italiener, 9) Tannhäuser, 10) Marseille, 11) Adelheid, 12) Christian, 13) Holslein, 14) Turteltaube, 15) Schlesien, 16) Thiemistofles, 17) Andernach, 18) Rubinstein, 19) Katharina — Einigkeit macht stark.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Süddeutschen Zeitung
(W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.